

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts

19. Jahrgang 1919.

Nr. 11.



Die Karten-Legende.

Von Gizella Gräfin Kiełmansegg, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Nachdenklich saß Herr Luzifer vor seinem prasselnden Höllenfeuer und rauchte aus einem Menschenschädel Schwefeltabak. Kunstvoll waren lange feine Röhrenknochen zum Stiel zusammengefügt. Der runde, glänzend polierte Kopf war schön braun angetönt, mit liebevollen Blicken — so weit eben ein Teufel liebevoll blicken kann, — beängte er sein originelles Rauchzeug.

Zu seinen Füßen kauerte ein dickbäuchiger, schwarzer kleiner Knirps, der mit einem spitzen, dünnen Gabelchen in der Pfeife herumstocherte, damit sie gute Luft habe und besser brenne. Eine Riesenkroöte, giftgrün und gelb punktiert, mit einem Halsband aus Kinderzähnen geschmückt, hockte breitbeinig daneben. Das Teufelsbaby stach zuweilen boshaft grinzend nach dem faulen Tier: es fauchte dann zornig und öffnete wütend den weit geschlitzten Rachen, Gift und Galle von sich gebend. Jung-Luzifer kreischte vor Vergnügen und trommelte mit beiden Fäustchen auf seinem strammen Bäuchlein herum, das ihm vor Rachen schier besten wollte.

„Ruhe da unten“, grunzte Satan, und stieß mit seinem Pferdefuß unsanft nach dem Hinterteil des boshaften Knirpses. Heulend rieb der sich die schmerzende Stelle, vergoß ein paar Krokodilstränen und wedelte zornig mit seinem buschigen Ringelschwänzchen.

„Papier und Kohle her!“ herrschte der schlechtgelaunte Potentat der Unterwelt.

Im Nu war das Gewünschte zur Hand.

Und nun begann eine gar wunderliche Arbeit. Unzählige Blättchen wurden zurechtgeschnitten und mit geheimnisvollen Zeichen bedeckt. Dann rechnete und sann Herr Luzifer, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Es war eine mühsame Arbeit! Aber der Teufel hat Geduld, wenn er was erreichen will, und nimmer läßt er locker, ehe er sein Werk vollbracht. Sein Hirn arbeitete angestrengt. In dem geheimen Kabinett seiner schwarzen Majestäät regte sich nichts. Die schweren eisernen Türen waren hermetisch verschlossen, damit kein Ton von dem Höllenlärm, den die armen gemarterten Seelen vollführten, ihn stören konnte. Er war beim Erfinden!

Sein nimmer rastender Geist erfand ein neues Mittel, noch mehr Menschenkinder in seine Neße zu locken! Diesmal mußte es etwas ganz „Besonderes“ sein! Nicht einmal die neugierige Frau Großmutter ahnte etwas davon.

Sie saß mißvergnügt in ihrem großen Lehnstuhl, mit einer Tasse kohlstabenschwarzen Kaffees vor sich und strickte.

Ihr Lieblingskater machte seinen schönsten Katzenbuckel, schnurrte und rollte rädergroße, phosphorezierende gelbe Augen, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber es half alles nichts. Kein Lächeln zog den schmallippigen

Mund der Frau Großmutter in die Breite: Kinn und Nase ruhten fast aufeinander in starrer Verbissenheit.

„Lauf und horch an der Tür des Geheimkabinetts“, befahl sie endlich mürrisch ihrem in einer Ecke kauern den Leibpagen, einem gnomenhaften Wesen von erschreckender Häßlichkeit. — Auf dürrer, mißgestaltetem Körper saß ein unförmlich großer Kopf mit brennendroter Haarmähne. Kleine, fortwährend zuckende Papageienaugen schielten lauend nach allen Seiten, der breite vorgeschobene Mund zog sich von einem Ohr zum andern. Dienstfertig sprang er empor, schlang seinen langen schlangartigen Schweif um den Arm und bockte mit grotesken Sprüngen auf seinen schiefen Fottelbeinchen zur Tür hinaus. Wenige Sekunden darauf kehrte er zurück und meldete gehorsam. „Der Herr sitzt am Tisch, schwißt fürchterlich, raucht wie ein Schlot und malt sonderbare Dinge auf kleine Blättchen!“

„Ach so — ich weiß schon“, murmelte die Frau Großmutter, die sich keine Blöße geben wollte, und kratzte sich nachdenklich mit der langen schwarzen Stricknadel den Kopf. Nach längerer Pause flog plötzlich die Tür auf und Herr Luzifer erschien in Person. Seine rechte Hand umklammerte fest ein kleines Päckchen. In sieghafter Bosheit leuchteten seine stechenden Augen. Sie warf einen lauendenden Blick auf das Päckchen.

„Na, mein Jungchen, kommst du endlich zu Omama“, flötete sie mit falscher Füstelstimme.

„Paß mal auf, Großmutter, du sollst was erleben! Unsere Aktien, die steigen innerhalb von vierundzwanzig Stunden ums Hundert — was sag' ich — ums Tausendfache! Das Geschäft ging schlecht in der letzten Zeit! Ich habe ein paar Hochöfen schließen müssen wegen Mangel an Zufuhr. Aber nun geht's wieder los!“

Omamas Augen funkelten vor Gier. „Du hast recht, es war langweilig geworden bei uns, es ist an der Zeit, daß ein bißchen mehr Leben in die Hölle kommt — unser Volk schläft sonst ein!“

Bedächtig setzte sich Herr Luzifer seiner Großmutter gegenüber und breitete sein Päckchen geheimnisvoller Karten aus. Großmutter lächelte verächtlich. „Na — was ich mir dafür lose, dumme Junge: komm' mir doch nicht mit solch albernem Firlefanz.“ Luzifers Augen begannen grüne Funken zu sprühen, die Galle lief ihm über.

Verstohlen ließ er sich nicht, nicht einmal von seiner Großmutter, von der er sich ja sonst manches gefallen lassen mußte. Zornig stampfte er mit seinem Pferdefuß auf und trommelte mit wuchtigen Schlägen auf den Gong los, der aus dem Rachen einer Riesenschlange herabhing, die von der Decke niederpendelte. Im Handumdrehen war das Boudoir voll der ersten Würdenträger des Höllenstaates.

Sie kamen in atemloser Eile angerannt auf das Alarmzeichen aus den innersten Gemächern der Allgewaltigen.

„Aufgepaßt!“ herrschte Luzifer sie unwirsch an. „Setz euch her an den Tisch!“

„Zwei von euch bekommen Karten, je zwei Blatt, ich desgleichen. Ich habe Banf! Wer mehr Augen aufzuweisen hat, gewinnt! Acht und neune sind Schlager, Figur und Zehner sind gleich Null!“

Vor sich türmte er einen gewaltigen Haufen gleißender Goldstücke auf.

„Das Spiel beginnt. Setzen!“ befahl er.

Der Teufel verlor. Großmutter fischerte boshaft. „Dummer Kerl“, murmelte sie, warf eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch — und gewann. Nun lachte sie wie besessen und verdoppelte ihren Einsatz. Luzifer machte ein finsternes Gesicht, aber seine Augen funkelten und seinem Mund umspielte ein verhaltenes triumphierendes Lächeln. Die hohen Würdenträger packte die Spielwut. Mit zitternden Fingern wühlten sie im Gold und gierige Leidenschaft verzerrte ihre Gesichter. Sie schoben das Geld haufenweise vor, mehr und immer mehr.

Da schlug der Satan dröhnend sein Blatt auf den Tisch. Kleiner Schlager — großer Schlager — ging es nacheinander! — Nun waren alle schlechten Elemente entseffelt. Jeder wollte sein Geld, seinen Gewinn wieder haben: hoch und höher wurde gesetzt.

Großmutter's Augen traten aus ihren Höhlen hervor, ihr Gesicht wurde grün und gelb vor Wut. Sie verspielte alles — zuletzt warf sie ihren Lieblingskater auf den Tisch und verlor auch den. Da — in sinnlosem Zorn schleuderte

sie die Kaffeetasse an den Kopf ihres vor Vergnügen laut brüllenden Enkels. Mit verchränkten Armen stand der mitten auf dem Tisch zwischen den Karten und durch-einandervollendem Gold. Er lachte — lachte, daß es durch die ganze Hölle schallte. Alles lief herbei, rief und schrie durcheinander. Großmutter schäumte vor Wut. „Na wart', du Teufelsbengel!“ heulte sie, ihre schwarzen Krallen nach ihm ausstreckend.

„Beruhigt euch doch!“ schrie er dazwischen, „meine Erfindung kommt euch ja allen zugute. Heute noch werden die Karten in die Welt gebracht. Für den glänzendsten Erfolg garantiert wohl das eben gemachte Experiment!“

Und es ist so geschehen. Die Macht des Kartenspiels kennt ein jeder, der sich ihm ergeben, und daß in jedem Blatt zehntausend Teufelchen stecken, das ist eine Tatsache. Luzifers Ansehen wuchs seit jenem denkwürdigen Tage ins Unendliche, und seine Karten beherrschen die Welt. In der Hölle heißen sie des „Teufels Visitenkarten“. Die armen Menschenkinder müssen seine Besuche durch Anmeldungen in der Unterwelt quittieren.

Großmutter plagte der Neid, sie wollte sich nicht zurückstellen lassen. Was der Teufel konnte, mußte seine Großmutter erst recht können.

Und eines Tages beim Kaffeebrennen ging ihr plötzlich ein Licht auf, als sie den tollen Sprünge einer einsamen Bohne in der Mühle oben zusah.

Sie erfand die Roulette — und soll sehr stolz und befriedigt mit dem Ergebnis dieser Erfindung geworden sein, denn — — die Spielsäle von Monte Carlo und anderwärts sitzen immer voll Teufel, die sich ins Häufchen lachen.

Mir träumte so:

Mir träumte so: Es war zur Dämmerstund',
Da bist du müden Schritts zu mir gekommen,
Du hast mich leise bei der Hand genommen,
Und bebend sprach dein blaßgeword'ner Mund:

„Leid ist mir auf der Spur! Mein Stern verankt,
Es hat das Leben mir nicht Wort gehalten,
Und alle Hoffnung will die Flügel falten,
Denn meine Seele ist so müd', so krank.“

Mir bleibt hinieden nichts! Nicht Gut noch Geld;
Nach all des Körpers und der Seele Leiden
Sehn' ich mich nur nach Ruh' und Einsamkeiten
Und will nichts weiter mehr von dieser Welt.

Nun hab' ich nur noch dich! Bleibst du mein Freund,
Und willst du mit mir in den Schatten ziehen?“
Da lag ich auch schon vor dir auf den Knien
Und hab' vor Glück und Seligkeit geweint.

H. Herget, Wiesbaden.

Die Entstehung des modernen Wohnungsfortschritts.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten)

Es ist jetzt eine Art Modeton, schön, d. h. gut und bequem, wohnen zu wollen, so sagt Friedr. Chr. Schmidt in seinem 1790 erschienenen „bürgerlichen Baumeister“ und bezeichnet damit ein uns heute völlig natürliches, aber im 18. Jahrhundert erst allmählich entstandenes und stärker ausgeprägtes Bedürfnis. Gut und bequem zu wohnen, das ist ein Ideal, das von weiten Kreisen unserer Gegenwart bereits erreicht ist, und „aller Komfort der Neuzeit“, den sich vor einem Jahrhundert auch der reichste Fürst der Erde nicht leisten konnte, von der Dampfheizung bis zum elektrischen Licht, steht uns Glücklichen zu Gebote. Die Wohnungsfrage ist so zu einer der wichtigsten im Leben des modernen Kulturmenschen geworden, und gerade jetzt, wo nicht nur der Oktoberumzug bei so manchem eine kleine Revolution hervorrufen, sondern auch einem jeden beim Herannahen der langen Abende und des Winters das Heim wieder besonders lieb und wert wird, erfreuen wir uns besonders an der Höhe der Zivilisation, die uns in unsern vier Wänden Wohlstand und Errungenschaften langer Überlegung und Entwicklung spendet. Erst spät hat sich in

dieser Hinsicht die Kultur aus den Banden des Mittelalters befreit: ein Ludwig XIV. machte befannlich in bezug auf Hygiene, Sauberkeit und Behaglichkeit der Räume noch nicht die Ansprüche, die heute der Mieter einer besseren Dreizimmerwohnung stellt. Erst gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts regen sich die Triebe eines neuen Geistes, und die Schlösser und Paläste gehen natürlich dem Bürgerhause in einer durchgreifenden Umgestaltung der Wohnung voran.

„Komfort“ und „Bienſeance“, Behaglichkeit und Bequemlichkeit, sind ja die großen Schlagworte jener Zeit, die aus der schweren kalten Pracht des Barock, aus den wahrhaft übermenschlichen Maßstäben dieser „erhabenen“ Epoche ins Unmutig-Intime, ins Heimelig-Kauschige, zu den Formen des Luxus und Genusses strebte. Statt der stolzen Repräsentation, statt der Prunksäle, in denen wie auf einem Theater das alltägliche Leben der Großen sich vom Leber bis zum Schlafengehen in vollster Öffentlichkeit abspielte, verlangte man kleinere verschwiegene Räumlichkeiten, in denen man sich unge-

nirt bewegen konnte. So entwickelte sich zum ersten Mal eine Bauart, die nicht die Monumentalität und den Glanz der äußeren Wirkung, sondern das Zweckmäßige und Praktische betonte, die Wohnung von innen heraus nach den Ansprüchen und der Persönlichkeit der Bewohner gestaltete. Ein Kampf hebt an zwischen der reinen Schönheit und der technischen Nützlichkeit, und gegen Ende des Jahrhunderts, im Empire, haben die praktischen Gesichtspunkte den Sieg davongetragen und eine kühle nüchterne Sachlichkeit herausgebildet. Vorher aber gelingt im Rokoko eine wundervolle Vereinigung von Schmuckstil und Zweckstil. Die neuen Forderungen nach „Kommodität“ und ungezwungener Freiheit in Anordnung und Form der Zimmer werden erfüllt, und doch entfaltet sich zugleich eine höchste Blüte geschmackvoller Dekoration. Das Bauen ist noch der Ausdruck eines feinen ästhetischen Sinnes, und in der Wohnung spiegelt sich am vollendetsten die glänzende Kunst dieser Zeit; sie wird zum höchsten Ausdruck des Stils, denn in ihr verbinden sich seine beiden wichtigsten Elemente: Grazie und Genuß.

Die Anregung zu dieser neuen Wohnungskunst geht von Frankreich aus, aber sie wird in Deutschland selbständig weiter entwickelt und befreit sich nicht nur von der lastenden ungemütlichen Architektur des Barock, den gewundenen Säulen und breiten Pilastern, Gesimsen und Gebälk, sondern auch von der ganzen Anlage der früheren Paläste. Die gewaltigen Treppenhäuser werden als unbequem aufgegeben; nur in einem oder höchstens zwei Stockwerken lagert sich der Bau breit und ausgebreitet in die Natur. Und wo doch Treppen nicht zu vermeiden sind, da atmen sie die raffinierte Lebenskunst der Rokoko-Menschen, sind ganz flach, niedrig, fein ausgeschweift, sehr hell beleuchtet; man kann die Stufen hinauf ein Menuett tanzen! Auch die Anordnung der Zimmer wird ganz anders. Durch Abschneidung kleiner Räume von den Sälen, durch Stellen der Türen in die Ecken, durch Verbindung der Pränkräume mit intimeren Gemächern nimmt man den Schöffern den klosterartigen Eindruck. Der Architekt Sturm nennt das 1718 „die französische Art, welche alles voll Zimmer leget und zu der Communication derselben so wenig Plätze und Passagen anordnet, als immer möglich ist.“ In die Anzahl gleichartiger Räume, die früher aus dem Palast eine eintönige Kaserne machten, wird Gliederung und Sinn gebracht, indem man mehrere Zimmer zu einem „Appartement“ vereinigt, „emer geschlossenen Wohnung mit Vorzimmer, Schlafzimmer, Kabinett und Garderobe“. Neben den Prunkgemächern treten immer mehr die „Kabinette“ hervor, „gemütliche Zimmer mit Ruhebetten, in denen sich der Herr des Appartements gewöhnlich aufhält“. Auch im ganzen wird eine Differenzierung und praktische Anordnung der Gemächer streng durchgeführt: das Souterrain enthält Küche und Keller, das Erdgeschos die Räume für hohe und niedere Beamte und die Haupttage die herrschaftlichen Zimmer, die sich wieder in einzelne „Wohnungen“ mit Audienz-, Gesellschafts-, Wohnzimmern und Kabinetten teilen und durch Garderoben und Vorzimmer in ausgezeichnete Verbindung gebracht sind. Die Appartements sind durch reiches Nebengeläß aber auch völlig abgeschlossen, von kleinen Korridoren, Dégagements, Schlupfgängen und -treppen, Entresols und Wandtüren umrahmt, wo die Dienerschaft geräuschlos aus- und ingeht, sich allerlei Heimlichkeiten abspielen können.

Die gleiche Entwicklung vollzieht sich langsam ebenfalls im Hause des Bürgers. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gibt man überhaupt das tiefe schmale Haus mit den dunklen, winkligen Stuben auf und schafft sich in freierer Umgebung eine breite und niedrigere Anlage, in der Helligkeit und Geräumigkeit herrscht. Schon ein Jahrhundert vorher (1627) hatte Joseph Furtembach ein Ideal aufgestellt mit breiten

Treppen und bequemer Zimmerdisposition. Eine Patri- zierwohnung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts soll nach einem Nürnberger Haushaltungsbuch von 1703 um- fassen: „die Wohnstube, die Kinderstube, die Prangstube, der Frauen Kabinett oder das Auspuß-Zimmer, ver- schiedene Kammern zum Schlafen usw., Speisegewölb, Küche und Keller“. Aber das war nur ein Idealschema. Erst langsam wuchs die bürgerliche Wohnung in diese Form hinein. Sie schloß sich so in ihrer Gestalt und Anordnung dem „Appartement“ des Palastes an. In Schmidts „bürgerlichen Baumeister“ ist das dann konsequent durchgeführt und zur Regel erhoben. Voll Verachtung spricht er von den großen ungemütlichen Sälen, der schlechten Verbindung der Zimmer untereinander, den riesigen Ofenungetümen, den hohen Türschwällen, über die man stolperte, den schlechten Treppen. Nunmehr ist das alles beseitigt. In den Anlagen der hellen graden breiten Treppe, der hohen Fenster, die Licht und Luft hereinlassen, und der Gruppierung der Räume, die Schlafzimmer von den Wohnräumen trennen und alles aufs geschickteste anordnen, ist eine außerordentliche Ver- feinerung der Wohnungskultur erreicht. Die ungestalten, ohne Plan und Absicht aneinander gereihten Räume des Barock sind zu ganz persönlich und eigenartig gestalteten Zimmern geworden, in denen auf den Bewohner die feinste Rücksicht genommen wird und sein „Appartement“ ihm angepaßt ist, fast wie der Schnecke ihr Haus.

Es sind nicht nur geistige, sondern auch materiell-tech- nische Faktoren, die diese Entstehung des Wohnungs- komforts begünstigen. Der Mensch hatte die Enge der umfriedeten Stadtmauer verlassen, wohin ihn zu seinem eianen Schutz das Mittelalter verbannt, siedelte sich in Vorstädten an und auf dem Lande; Luft und Licht zuzuführen, wurde ermöglicht, als man getrost Fenster und Türen öffnen konnte, ohne das Erfrieren fürchten zu müssen. Die Heizvorrichtungen waren sehr verbessert worden; ja der Baumeister Nikolaus Goldmann erzählt schon im 17. Jahrhundert von Dampfheizungs-Anlagen. Auch Fahrstühle und Aufzüge, Vorfahren unseres Lift, gab es bereits. So beschreibt Sturm einen von Prof. Weigelius erfundenen schwebenden Stuhl, der an vier Drahtseilen hing und durch Gewichte in Bewegung gesetzt wurde. Die Franzosen waren auch darin vorangegangen; schon Mazarin hatte seinen Lift gehabt, der dann in Deutschland zuerst in den Schlöffern von Dresden und Altenburg Verwendung fand. Viel besser wurde es im 18. Jahrhundert sodann mit den „Sekreten“, jenen „heim- lichen Örtern“, deren richtige Anlage den Baumeistern soviel Kopfzerbrechen bereitete. Die Engländer hatten damals in ihren berühmten „W. C.“ die Frage bereits durch Wasserspülung erledigt; auch die französischen Architekten Laugier und Daviler wiesen nachdrücklich darauf hin. In den Schlöffern wurden derartige Vor- richtungen durchgeführt; aber für die Bürger waren sie „zu kostbar“ und man begnügt sich mit Verlegung der „bedürftigen Gelegenheit“ ins Parterre. Badeeinrich- tungen — das Barock kannte die höchst unbequemen besonderen Badehäuser, wie die „Badenburg“ bei Nymphenburg — werden nun dicht neben das Schlaf- zimmer gelegt. Das Badekabinett ist auf das raffi- nierteste mit Fliesen, Teppichen, Spiegeln ausgestattet. Dem bescheidenen deutschen Bürger blieb es freilich noch fremd; Schmidt erwähnt das Bad nicht und Krünitz sagt: „Viele reiche und zärtliche Leute haben gemeinlich in ihren Wohnungen solche Zimmer, welche nur zu diesen Zwecken bestimmt sind und daher Badezimmer genannt werden.“ Die Wohnung war im allgemeinen um die Mitte des 18. Jahrhunderts schon „sehr kommode“. In Berlin z. B. haben manche Häuser eine Art Wasser- leitung, durch die das schmutzige Wasser aus der Küche abließ; die Küche oder der Keller sind mit „einem schönen Brunnen“ ausgestattet. Speisekammern, bisweilen „mit Regalen und Schubkasten besetzt“, dürfen nicht fehlen; „besondere Schlaf-Appartements vor Laquaven und

Mägde" oder eine „schöne Orangerie“ werden in Inferaten hervorgehoben.

Wie die gesteigerten materiellen Ansprüche sich im Wohnungskomfort spiegeln, so formt auch die geistige Kultur die Zimmer nach ihrem Sinn. Die Freude an Helligkeit und Freiheit schafft die lichten Farben statt der schweren dunklen Gobelins und Holztaflungen, die man vorher geliebt; man ist entzückt von den blühenden Reflexen vieler Spiegel. Die einzelnen Räume sind nicht mehr rechteckig, sondern runden sich zu Kreisen und Ovalen; wo sie als Vielecke auftreten, sind doch die scharfen Winkel vermieden und die Ecken grazios geschwungen. Aus dem Schlafzimmer wird das pompöse Paradebett verbannt, und diskret erscheint die Bettstelle im Alfoven. Die Salons verlieren das Saalartige. Am stärksten ist aber der Zeitgeist in einem ganz neuen Ge-

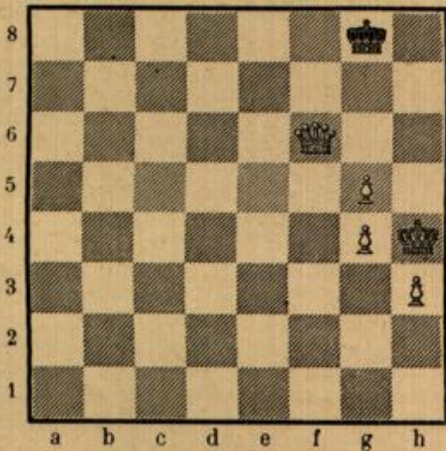
mach ausgeprägt, dem „Boudoir“, das nichts mehr gemein hat mit der „Pußstube“ der alten Zeit. In diesem „Schmollwinkel“ hat die eigentliche Herrscherin dieser Epoche, die Frau, ihren Thron errichtet, wenngleich sich auch Hetren einen solchen „kleinen Salon“ leisteten. Das Boudoir hat zu gelten als der Aufenthalt der zärtlichen Plauderei, der sanften Liebe, sagt Camus de Mézières in seinem köstlichen „Geist der Architektur“ (1781), dort gibt man sich seinen Gedanken hin und seinen Träumen. Luxus, weiche Appigheit und feiner Geschmack müssen sich in diesem Raum vereinen. Keine Form trete stark hervor; alles sei leicht und rhythmisch. Wenig Spiegel. Das Licht sei gedämpft, matt, verführerisch; die Dekoration zierlich, wie eine Laube umrankt, wie ein Gartenpalier, von Vögel umflogen, und der Blick gehe auf den Garten, so daß alles, alles zu Liebe lade . . .

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

54. J. Koers.



Matt in 3 Zügen.

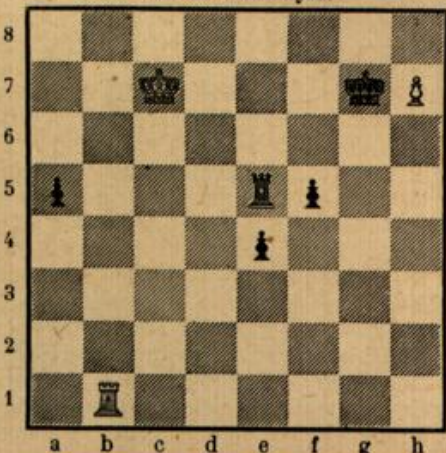
55. van Beek.

Weiß: Kh7, Dd1, Se4, Lc2, Be3, h2;
Schwarz: Kf5, Lc8, Be5, f3, h5. (Matt in 2 Zügen.)

56. C. Mansfield.

Weiß: Ka8, Dh8, Tb8, La2, Sa4, c5;
Schwarz: Kc4, Tb3, d3, Le1, Bd5. (Matt in 2 Zügen.)

57. F. Gutmayer.



Endspiel; Weiß am Zuge gewinnt.

Partie Nr. 15.

Weiß: Dr. Tolosa (der berühmte spanische Problemkomponist spielte diese Partie ohne Ansicht des Brettes).
Schwarz: N. N.

1. e4, e5; 2. Sf3, d6; 3. d4, f5; 4. Lc4, f×e4; 5. Se5, d5?; 6. Dh5+, Ke7. Nun sagt Weiß Matt in 5 Zügen an; wie war der Schluß?

Lösungen.

Nr. 47. 1. Tg5; 2. Kf5; 3. Kf4; 4. g3#. — Nr. 48. 1. Tf6 (1. Tf3 scheidet an 1.; T×d4). Nr. 49. 1. Th3, K×h3 oder f1; 2. Kf4 oder e3. — Nr. 50. 1. Th4—f4. — Richtige Lösungen gingen ein von den Herren: A. Dl., E. Körper, F. S., F. Temme, Ph. Br. (auch zu den Aufg. von Nr. 8). M. Deubert (auch zu den Aufg. von Nr. 8).

Briefkasten. Herrn U. W. in J.: Ihre Lösungen waren leider nicht richtig; Schachgebot im ersten Zuge ist nach den Kunstgesetzen der modernen Schachdichtkunst verpönt und kommt nur in ganz besonderen Fällen vor. — L. F.: Schachweltmeister ist bis jetzt immer noch Dr. E. Lasker in Berlin; als sein stärkster und mindestens ebenbürtiger Gegner gilt der Kubaner Capablanca. Dieser gewann wieder vor einigen Monaten einen Match gegen den Schachmeister Kostitsch, der die fünf ersten Partien nacheinander verlor und dann den Wettkampf aufgab. Es steht übrigens zu hoffen, daß die Wiesbadener Schachfreunde im Spätherbste wieder einmal Gelegenheit haben werden, den Weltmeister bei dem Spiel zu bewundern. Er hat ein Schreiben an den hiesigen Schachverein gerichtet, und es wird diesem in Verbindung mit der Kurverwaltung wohl gelingen, einen Lacker-Schachabend zu sichern.

Bilder-Rätsel.



Auflösungen der Rätsel in Nr. 10.

Rätselhafte Inschrift: Packst du dich noch nicht bald, alter Friedensstörer, marsch, fort mit dir! — Wort-Rätsel: Stollen.